

**Predigt am 14. Sonntag nach Trinitatis , 10. September 2023 Lukas 17,11-19  
mit Goldener Konfirmation**

*11 Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch das Gebiet zwischen Samaritanen und Galiläa zog. 12 Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne 13 und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! 14 Und da er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. 15 Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme 16 und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. 17 Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? 18 Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? 19 Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.*

Man sollte sich nicht vorschnell mit Jesus vergleichen, außer um festzustellen, wie wenig wir ihm gleichen. Aber hier muss ich mal sagen: Zurück zu Jesus kam einer von 10. 10% Rücklauf. Werbefachleute sagen, das ist ein ziemlich guter Schnitt.

Wir hingegen haben heute sogar 17,5% Rücklauf, 7 von den 40, die damals konfirmiert wurden, sind heute hier.

Das würde vermutlich die meisten Prospektboten sehr neidisch machen, aber die, die sich fragen, was denn mit den anderen ist, sind ebenfalls in guter Gesellschaft. Denn das fragt Jesus auch. Vielleicht fragt er rhetorisch, um seine Leute auf was aufmerksam zu machen. Das hat er öfter getan. Aber auch das würde heißen: Es verdient unsere Aufmerksamkeit, es ist nichts, was man einfach so hinnehmen sollte.

10 waren es, die er geheilt hat. Einer kam zurück. Was die Gründe waren, sich so oder so zu verhalten, das erzählt die Bibel nicht. Vielleicht ja, weil es gar nicht so wichtig ist.

Am Ende spricht Jesus nicht mehr über die 9 anderen. Er verurteilt sie nicht, und er segnet sie nicht. Er nimmt die Heilung nicht zurück, aber er gibt ihnen auch kein neues Wort. Er richtet sich an den, der da ist.

Aber wie kam es dazu? Am Anfang saßen sie alle in einem Boot. Vielleicht wie eine Konfirmandengruppe, nur aus einem sehr viel unschöneren Anlass.

Da waren 10 Menschen, vermutlich Männer, die hatten sehr wenig gemeinsam. Sie hatten nicht alle dieselbe Herkunft. Sie hatten auch nicht alle denselben Glauben. Wären sie gesund, wären sie sich wahrscheinlich nie begegnet. Außer sie hätten sich bekämpft. Aber nun hatten sie etwas gemeinsam: Sie waren ausgestoßen. Gehörten nicht mehr dazu. Wohnten draußen vor der Stadt. Die Aussätzigen. Die Not, das war es, was sie vereinte. Sie hatten sonst niemanden mehr. Sie hatten nur einander. Sie saßen alle in einem Boot.

Aussatz. Aussätzig. Was das genau war, das wissen wir nicht. Das Wort, was da im Griechischen steht, ist das, wo unser heutiges Wort „Lepra“ herkommt. Aber damals wurden Krankheiten anders unterschieden als heute.

Wir wissen eine Menge über Bakterien, Viren, Pilze, unkontrolliertes Zellwachstum. Wir unterscheiden Krankheiten danach, was sie ausgelöst hat. Das hat auch Sinn, denn so wissen wir am besten, was dagegen zu tun ist. Gott sei Dank für diese Erkenntnisse.

Wenn man über die Erreger nichts weiß, dann werden Krankheiten unterschieden, je nachdem, wie sie aussehen. Ob ich wegen Bakterien, Viren oder Schimmelpilzen huste – wenn ich davon nichts weiß, heißt alles „Husten“. Und ich weiß, wenn ich jemanden besuche, der „Husten“ hat, kann ich auch „Husten“ bekommen. Ob's Bakterien, Viren oder die Pilze in der Wohnung sind, spielt dafür keine Rolle.

Die Krankheit, die heute „Lepra“ heißt, ist fast nicht ansteckend. Aber es gibt genügend Krankheiten, die sehr ähnlich aussehen, und manche sind ansteckend. So wurden die Krankheiten alle gleich bezeichnet und die Kranken alle gleichbehandelt: Sie wurden ausgesetzt, durften nicht mehr zur Gemeinschaft dazugehören. Bekamen nur aus sicherem Abstand etwas zu essen gebracht. Egal, was ihre Krankheit ausgelöst hatte, die einzige Gemeinschaft, die sie hatten, waren sie füreinander. Das einzige, was sie miteinander verbunden hat, war die Not.

Das kann manchmal ganz hilfreich sein: Man lernt, über seinen alten Horizont hinaus zu blicken. Kommt mit Menschen ins Gespräch, die man sonst nie getroffen hätte, und merkt, wir sind ja gar nicht so unterschiedlich, wie es unsere Milieus uns glauben machen wollten. Vielleicht lernt man, uns verbindet doch noch mehr als bloß die Not.

Oft aber ist es so: Sobald es uns wieder bessergeht, gehen wir getrennte Wege, finden in unsere alten Milieus zurück, haben miteinander nichts mehr zu tun.

Oder aber: Wenn es eng wird, wenn es nur für ein paar die Chance auf Besserung gibt, dann sind die alten Unterschiede auf einmal wieder sehr präsent. Da sitzen dann alle in einem Boot, aber nicht mehr lange. Da hat sich seit den Aussätzigen in der Bibel nicht viel verändert. Sie sitzen alle in einem Boot, vor einem Zaun, auf einem Bahnhof. Solange die Not sie vereint.

Nun ist die Konfirmandenzeit hoffentlich auch schon vor 50 Jahren etwas angenehmer gewesen. Aber was ich erlebe, ist: Viele kennen sich vielleicht aus der Grundschule, aber haben sonst auch nicht mehr viel gemeinsam. Diejenigen, die sich verstehen, die taten es schon vorher. Neue Freundschaften entstehen bei einer Stunde pro Woche nicht. Bei 11 Tagen Camp schon eher, aber oft auch eher ein neues Level von Freundschaft. Und dann hören sie dort von diesem Jesus. So wie die 10 hier:

Sie hören, dass da einer ist, der helfen kann. Die letzte Rettung vielleicht. Wenn ihr den erreichen könnt, dann geht es euch besser. Sie finden ihn, sie rufen ihn um Hilfe. Sie wagen es gar nicht, ihm nahe zu kommen. Es wäre ihnen verboten gewesen.

Sie rufen zu ihm, so wie wir vorhin gerufen haben: „Herr, erbarme dich.“ Und er reagiert genauso wie er auf uns auch reagiert. Er hört, und er spricht. Sie haben ihn damals reden hören, und wir bekommen auch in jedem Gottesdienst sein Wort zu hören. Und dieses Wort bewirkt etwas.

Ohne sie zu berühren, sagt er: Zeigt euch den Priestern. Die Priester waren damals für mehr als nur für den Gottesdienst zuständig. Oder sagen wir's anders: Gottesdienst umfasste damals mehr als heute. Wer ein körperliches Leiden hatte, durfte nicht in den Tempel, und das hieß, die Priester mussten das feststellen können. Sie waren keine Ärzte, aber sie trafen die Entscheidung, wer zu den Gesunden dazugehörte. Heute würde Jesus sagen: Sprecht bei eurem Arzt vor.

Es gibt ja manchmal so vorgebliche Wunderheiler, die mit Ärzten nichts zu tun haben wollen. Sie sagen dann, die können nicht helfen, die können auch nichts feststellen. Aus medizinischer Sicht stellen sich viele Spontanheilungen als sehr vorübergehend heraus. So ist das, wenn Jesus heilt, nicht. Wenn er heilt, und wenn Menschen heilen, die von Gott diese Gabe haben – ob durch Handauflegen oder durch medizinisches Handwerk – dann ist das auch für die Schulmedizin feststellbar.

Noch auf dem Weg merken sie, wie sie gesund wurden. Und nun passiert das, was immer passiert: 10 Prozent Rücklauf. Ein einziger kommt und dankt Jesus. Bis eben noch saßen sie alle in einem Boot. Bis eben noch hat die Not sie miteinander verbunden. Jetzt verbindet sie nichts mehr. So scheint es. Sie gehören wieder zu ihren verschiedenen Völkern, verschiedenen Religionen, verschiedenen Milieus. Warum sollten sie jetzt noch zusammen bleiben?

Dabei: Eigentlich verbindet sie schon etwas. Sie sind alle von Jesus geheilt worden. Sie haben alle diese Erfahrung gemacht, dass er ihr Leben wieder in Ordnung gebracht hat. Warum reicht ihnen das nicht? Was kann denn da noch wichtiger sein?

Aber wie ist es mit uns? Wir sitzen alle in einem Boot. Egal, wo wir wohnen, oder wo wir herkommen, egal, wie weit der Weg ist, den wir hinter uns oder vor uns haben: Wenn wir am Leben und gesund sind, wenn wir das tägliche Brot haben, oder die Kraft, es zu verdienen, Kleidung und Familie, Freunde und Bildung, wir verdanken das nicht uns selbst.

Martin Luther schrieb in seiner Erklärung zum Anfang des Glaubensbekenntnisses, meine Großeltern mussten es noch auswendig lernen im Konfirmandenunterricht: Gott hat mir all das geschenkt und erhält es mir bis heute, ohne all mein Verdienst und Würdigkeit. Dafür bin ich ihm Dank schuldig. Es gibt niemanden in unserem Land, auf den das nicht zutrifft.

Wir sitzen alle in einem Boot. Wir profitieren von den Vorteilen dieses Landes, für die wir nichts getan haben. Nicht für das gemäßigtere Klima, in dem so viel wächst und in dem es sich gut arbeiten lässt, nicht für den Schuldenschnitt nach dem Krieg, nicht für das gut erschließbare Land oder den Zugang zum Meer, über das sich Handel treiben lässt. Wir verdanken alle, die wir hier sitzen, Deutschland viel. Ich will nicht über andere reden, aber: als ich zwischen Ausbildung und Pfarramt vom Staat versorgt wurde, hab ich da jemals „Thank you Germany!“ gerufen? Ich glaub nicht.

Wir sitzen alle in einem Boot. Denn wir wären alle verloren, wenn Gott uns nicht geheilt hätte. Wir alle leben schon immer weit weg von Gott, nach unseren eigenen Vorstellungen und Regeln. Wir alle versuchen, gut zu sein, aber könnten niemals seine Maßstäbe erfüllen. Und wir kennen seine Maßstäbe, damit wir wissen, dass wir von uns aus nie genug tun könnten.

Aber Jesus ist für unsere Sünde gestorben, er ist auferstanden, er will uns ewiges Leben schenken. In der Taufe hat er das jedem und jeder von uns zugesprochen.

Das ist es, was uns als Christen miteinander verbindet, egal, wo wir herkommen, welche Traditionen wir pflegen, zu welchem Milieu wir gehören.

Aber dann, wie viele sind ihm wirklich dankbar dafür?

Vielen ist es egal. Aber auch viele, die ihren Glauben leben, die haben das noch nicht verinnerlicht. Sie denken: Okay, Jesus hat mich erlöst, weil er gnädig ist. Aber jetzt muss ich auch was tun, damit Gott weiterhin mit mir zufrieden ist.

Nein, ob wir gestern gläubig wurden oder schon seit 90 Jahren Christen sind, ob wir die Konfirmation noch vor uns haben oder sie vor 50 Jahren war: Es ist allein Gottes Liebe, allein das, was Jesus am Kreuz getan hat, was uns vor Gott gut dastehen lässt. Das ist es, was uns verbindet. Auch mit denen, die heut nicht hier sind.

Selbst die überzeugtesten Christenmenschen finden immer eine Menge Dinge, die sie mit anderen verbinden, anstelle der Erfahrung, dass wir zu Jesus gehören. Kleidung oder Bildung, Musik und Sport bieten Anknüpfungspunkte. Politische Einstellungen treten für viele an die Stelle von Jesus, wenn's darum geht, was uns verbindet. Vorstellungen von Ordnung und Pünktlichkeit, verschiedene Auslegungen der Bibel zu ethischen Fragen, die bevorzugte Form der Gottesdienstgestaltung: all das kann ganz hervorragend davon ablenken, dass es allein Jesus mit seiner Vergebung ist, der uns verbindet. Und das ist die größte Gefahr für die Kirche.

Gott schenke es, dass wir uns nicht davon ablenken lassen, sondern dass die Dankbarkeit für das, was Jesus für uns getan hat, größer und heller ist und uns mehr ergreift als alles, was uns unterscheiden könnte. Lassen wir Gottes Geist da weiter an uns wirken, lassen wir uns über alle Unterschiede hinweg in diesen Dank hineinnehmen. Hören wir nicht auf, ihm zu danken, dass er uns und viele andere gerettet hat. Auch wenn die Wege auseinandergehen. So erlebe ich es jedes Jahr.

Nachdem dann der Konfirmationsgottesdienst vorbei ist, die Jugendlichen gesegnet wurden, die Gemeinde auch gesegnet, und wir vor der Tür der Kirche stehen, gehen alle ihrer Wege. Manche fühlen sich gesegnet, manche befreit, viele beides.

Manche kommen wieder, nächsten Sonntag, zu Weihnachten zur Taufe ihrer Kinder, manche jeden Sonntag, andere nach 50 Jahren. Aber erst einmal gehen sie weiter, so wie wir es ihnen gesagt haben. Geht hin im Frieden, der Herr ist mit euch, und dann gehen sie im Frieden. Und der Herr ist mit ihnen. Und er bleibt es. Amen